Nr. 36. Sonntag, 4. September. Jahrgang 1910.

Hoffnung.

Novelle von A. Noël.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Eine Virtuosin!“ rief die Hauptmännin. „Wenn sie Konzerte geben wollte!“

„Und welches ist Ihr Instrument? Das Klavier?“

„Das Fräulein spielt aber auch Geige, Harmonium, Harfe, alles!“ fiel Gisela vorlaut ein, und die Mutter fuhr, sie ablösend, fort: „Sie stammt aus einer musikalischen Familie. Der Herr Papa war ein bedeutender Komponist, die Mama eine hervorragende Sängerin . . .“

Doktor Brandhöfer nahm diese Mitteilungen mit einem anerkennenden Kopfnicken zur Kenntnis, zugleich jedoch bemerkte er sehr wohl das bitter-schmerzliche, ironische Zucken um Feliziens Mund. Sie warf der Nachbarin einen fast flehenden Blick zu, den diese natürlich nicht verstand, denn sie ließ nicht locker, ehe sie nicht alle ihre Trümpfe angebracht hatte.

„Der Herr Bruder von dem Fräulein ist Kapellmeister in Hamburg . . .“

„In Rostock!“ verbesserte Felizie.

„Ach so, Rostock! Ich wußte, da oben am Meere ist es. Wie gesagt, eine Künstlerfamilie . . . Ich liebe das. Von jeher habe ich eine Faible für die Kunst gehabt. Gern hätte ich Klotilde zum Theater gegeben . . . Sie wäre etwas Bedeutendes geworden. Aber mein Mann erlaubte es nicht. Und nun ist es zu spät. Bei Gisela will ich es nicht versäumen, sie soll Sängerin werden.“

„Haben Sie denn Stimme, Fräulein?“ wandte sich Doktor Brandhöfer an Gisela.

Die Kleine zupfte an ihrem Schürzchen.

„Eine Riesenstimme!“ rühmte die Hauptmännin.

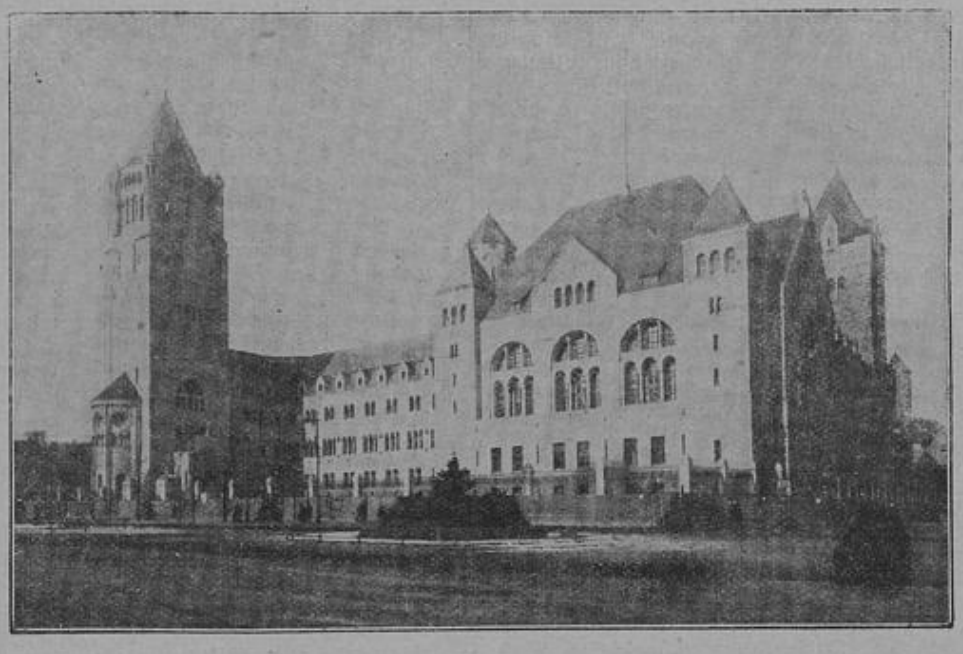
Felizie freilich schien weniger überzeugt, so daß Gisela klagend ausrief: „Ach, Sie sind so skeptisch!“ Dabei schrie sie wie gewöhnlich so laut, daß Doktor Brandhöfer lächelnd meinte:

„Ihre Sprechstimme läßt jedenfalls auf außergewöhnliche Mittel schließen.“

Hierauf wandte er sich wieder dem eigentlichen Zweck seines Besuches zu, wiederholte seine Anordnungen und erhob sich, um am Tisch ein Rezept zu schreiben. Papier und Tinte standen schon bereit, aber der Doktor streifte erst die Wand mit einem prüfenden Blick. Es war jetzt so hell, daß man die Lithographien und Stahlstiche deutlich erkennen konnte. Verschollene Kunstgrößen oder solche längst vergangener Zeiten hingen da, deren Namen nur mehr wie ein Echo an das Ohr der jetzt Lebenden drang: Chopin in seinen Jünglingsjahren, Klara Wiek als Kind, Rubinstein, die Patti, die Lucca, ganz jung, die Dustmann im Kostüm der fünfziger Jahre, mit Scheiteln . . . Alles sehr kurios! Und als er sich am Schreibtisch niederließ, da fesselte seinen Blick das Norma-Bild von Feliziens Mutter, und in dem Blondköpfchen, das sich auf einem anderen Bilde an den viel älteren Jungen schmiegte, erkannte er seine Patientin. Doch länger als diese hielt die größere Knabenphotographie in der Mitte eines jener Wunderkinder mit der Geige unterm Arm und einem Orden auf der Brust, seinen Blick fest. Er fragte nicht, wer der lockige kleine Geiger sei; er lächelte bloß in sich hinein und setzte die Feder an.

Nachher verabschiedete er sich und ging. Hinter ihm erhob sich ein Chor der Bewunderung. Ein reizender Mensch! Es ist schade, wirklich schade, daß er schon eine Frau hatte und eine so häßliche obendrein.

Das war das neueste Pietz'sche Luftschloß. Schon seit einiger Zeit las die Frau Hauptmännin sämtliche Theaternotizen über die ungeheuren Gagen, die den Stars für Gastspielreisen in Amerika geboten wurden, mit so innigem Behagen, als ob diese Gelder alle in ihre Tasche fließen sollten.



Das neue Kaiserschloß in Posen.

2.

Feliziens Krankheit war tatsächlich eine Rippenfellentzündung und zwar keine leichte, denn sie war von hochgradigem Fieber und allen Anzeichen einer ernsten Erkrankung begleitet. Doch erklärte Doktor Brandhöfer ihren Zustand für nicht gefährlich. Das schlimmste war ihre tiefe Niedergeschlagenheit, deren Gründe er nicht kannte.

Eine augenblickliche Sorge bedrückte Felizie wohl nicht; denn sie besaß einige Ersparnisse. Die Frage war nur, ob sie so lange reichen würden, bis sie wieder Stunden geben konnte. In ihrer Verstimmung empfand sie die Aufmerksamkeiten der Familie Pietz eher als Belästigung denn als Wohltat. Giselas Wesen ging ihr an die Nerven, und der hoffnungsvolle Zuspruch der Hauptmännin reizte sie zur Ungeduld. Es kostete sie Mühe, so viel Güte nicht durch Undankbarkeit zu erwidern.

Am liebsten war ihr, wenn es ganz still um sie war und nur das Stricknadelgeklapper der Aufwärterin, die, vom Fußende des Bettes verdeckt, neben dem Ofen saß, zu ihr tönte. Die alte Frau, die von einer unzureichenden Pfründe lebte und diese Krankenpflege fast als einen Glücksfall betrachtete, war still und gutwillig. Mehr verlangte Felizie nicht.

Der „schöne" Doktor ließ es nicht an Aufmerksamkeit fehlen. Zweimal des Tages — und während die Krankheit sich auf ihrem Höhepunkt befand, sogar dreimal — stieg er die hundert Stufen zu Feliziens Wohnung empor. Sein erster Krankenbesuch des Morgens und sein letzter des Abends galten ihr. Des Morgens konnte er gewöhnlich nur kurze Zeit verweilen, die Abendbesuche dagegen dehnten sich immer länger aus.

Jeden Morgen kam auch das Stubenmädchen der Doktorin herauf und brachte mit einer schönen Empfehlung ihrer Gnädigen Fleischbrühe, eingemachte Früchte, erfrischende Getränke und was sonst noch dem Stadium der Krankheit angemessen war.

Nach der ersten Woche, als das Fieber nachließ, wären die Abendbesuche des Arztes wohl bereits entbehrlich gewesen, allein er fand sich doch allabendlich ein, um der Kranken ein wenig Gesellschaft zu leisten. Die Pietz'schen Damen waren dann auch anwesend, und der Doktor neckte Gisela, die er ungeheuer komisch fand, unterhielt sich mit Klotilde über literarische und ästhetische Dinge und hörte geduldig die Berichte der Hauptmännin über die Pietzsche Glanzzeit an.

Außer durch Brandhöfers Besuche wurde Feliziens Krankenstilleben wenig gestört. Mit den Familien, bei denen sie unterrichtete, stand sie auf so kühlem Fuße, daß — die Furcht vor der etwaigen Ansteckung mit eingerechnet — keine ihrer Schülerinnen sich persönlich nach ihr umsah. Selbst die schriftlichen Nachfragen kamen immer spärlicher. Das Leben ging auch ohne sie den gewohnten Gang weiter, man vermißte sie kaum, und wenn sie ganz aus dem Kreise der Dinge hinausschlüpfte, wem würde sie lange fehlen?

Solche bittere Gedanken schlossen, als die Schmerzen nachließen, ein gewisses Wohlbehagen nicht aus. In solchem Stadium der Krankheit hebt die Losgelöstheit von Pflichten und Alltagswiderwärtigkeiten den Leidenden vornehm über das Leben hinaus; er lernt seine Krankenstube als stille Insel betrachten, an deren Ufer der Aufruhr des Lebens machtlos bricht. So schwand allmählich Feliziens Trübsinn. Sie hörte auf zu grübeln und vorauszudenken, schob die Sorgen bis zu ihrer vollständigen Genesung hinaus und verdämmerte ihre Tage in Ruhe, untätig zwar, aber nicht mit bedrückter Seele, beinahe mit dem Wunsch in diesem Zwischenzustand zwischen Leben und Nichtleben verharren zu können.

Und da gerade meldete sich die Außenwelt und zeigte Felizie, daß nicht alle Fäden gerissen waren, die sich mit ihr verbanden.

Eines Morgens stürzte Gisela triumphierend ins Zimmer und fuchtelte mit etwas Weißem in der Luft herum.

„Ein Brief! Ein Brief!" jubelte sie, denn ein Brief konnte ihrer Meinung nach nur etwas Gutes enthalten.

Felizie erbrach den Umschlag, der eine reichsdeutsche Postmarke und den Stempel Rostock trug, nur zögernd. Die Mitteilungen ihres Bruders pflegten selten erheiternder Natur zu sein. Seit dem Sommer hatte er ihr gar nicht geschrieben.

„Liebe Lizzie!

Sei nicht böse, daß ich Dir so lange nicht schrieb. Ich hatte viel zu tun und bin fortwährend in schlechter Stimmung. Heuer habe ich dazu besondere Ursache. Unser kleiner Willi ist, knapp zwei Monate alt, im September gestorben. Hetty kränkelt noch immer und kann den Winter über nicht singen, so daß wir kaum über die Hälfte unseres sonstigen Einkommens verfügen. Du kannst dir vorstellen, wie schlecht das geht! Lizzie braucht auch ziemlich viel Pflege, und mit meiner Gage allein können wir nicht auskommen. Deshalb sehe ich mich genötigt, Dich zu bitten, für mich die alte Cremoneserin zu verkaufen, die Papa mir bestimmte, und die sich noch bei Dir befindet. Leider geht es nicht anders. Ich muß dieses teure Vermächtnis weggeben. Damit hoffe ich mir zu helfen. Baron Spickern wollte Papa einst tausend Gulden für die Amati geben. Daher zähle ich auf einen Verkaufspreis von sieben- bis achthundert Gulden. Was Du aber über tausend Mark erzielst, liebe Lizzie, behalte als Dein Weihnachtsgeschenk.

Nun muß ich Dich aber noch bitten, die Sache möglichst zu beschleunigen. Hetty grüßt Dich vielmals, und Lizzie schickt der Tante und Patin ihre süßesten Küsse. Es dankt Dir im vorhinein und umarmt Dich Dein alter Willi."

Felizie ließ den Brief fallen. Das kam so unerwünscht wie möglich. Bettlägerig, wie sie war, fiel es ihr schwer, den Wunsch des Bruders zu erfüllen. Und immer war er noch so optimistisch in seinen Hoffnungen . . . Baron Spickern! Eine Sage der Vorzeit! Der alte Händler Schindler würde ihr vielleicht zweihundert Gulden für die Amatie bieten, und sonst wußte sie niemanden, an den sie sich wenden konnte. Uebrigens waren die Händler ohnehin alle gleich. Besonders wenn es mit dem Verkauf Eile hatte.

Was tun? Willi bedurfte des Geldes gewiß dringend, und in Rostock hatte er sicher noch weniger Gelegenheit, die alte Geige gut anzubringen.

Sie quälte sich den ganzen Tag damit ab und ärgerte sich nebenbei über die Hauptmännin, die mit ihrer gewöhnlichen Phantasterei schon an einen „Dilettanten" dachte, der für die Amatie einen ungeheuren Preis bezahlen würde.

Abends fand Brandhöfer Felizie fieberisch erregt und unruhig. Nach und nach ließ sie sich auch die Ursache ihrer Unruhe abfragen.

Der Arzt beschwichtigte sie mit einer Handbewegung. „Nichts leichter als das! Ich bringe Ihnen einen Käufer. Kennen Sie Professor Rollenheim vom Konservatorium? Er war Violinvirtuose, gab aber die Virtuosenlaufbahn auf und ist nun Violinprofessor, auch erster Geiger der Philharmonischen. Nebenbei unterrichtet er in den vornehmsten Familien von Wien. Er sucht und kauft häufig gute Geigen für seine Schüler. Erst neulich traf ich ihn bei einem Antiquitätenhändler, der eine Amati zu besitzen vorgab, aber es war nichts, und so sucht er noch und kann die Ihrige nehmen."

„Papas Geige ist auch keine Amati, aber doch eine echte Cremoneserin und den Amatis ähnlich. Der Meister ist unbekannt; vielleicht ein Schüler des älteren Amati."

„Jedenfalls bring ich Rollenheim."

„Sagte ich's nicht?" triumphierte Mama Pietz. „Wenn man liebe Bekannte hat, geht alles."

„Schon morgen nehme ich Rollenheim in's Schlepptau," fuhr Brandhöfer fort. „Sie stehen ja ohnehin vormittags auf. Ich hole ihn vom Konservatorium, und gegen Mittag bringe ich ihn her. Jetzt schlafen Sie wohl."

In der Tat schlief Felizie ruhig ein, aber sie träumte einen tollen Wirrwarr, in welchem Willis Geige eine große Rolle spielte. Auch der Lockenkopf auf dem Bilde kam in dem Traume vor. Sie konnte sich nur nach dem Erwachen noch darauf besinnen, was sie von ihm geträumt hatte.

Schon mehrmals hatte Felizie für einige Stunden das Bett verlassen, an diesem Morgen aber erhob sie sich zeitiger und die Hauptmännin kam herüber, um unaufgefordert, aber auch unbestritten ihr Diktatoramt anzutreten und die arme alte Glanz durch ihr geschäftiges Treiben und ihre kühnen Anforderungen vollständig zu verblüffen.

Es wurde gewischt und geputzt, als sollte jedes Bilderglas dem erwarteten Besuch als Toilettenspiegel dienen. Von einigen Toilettenvorbereitungen wollte aber Felizie nichts wissen. Dagegen warfen sich die Damen Pietz in großen Staat und die Hauptmännin legte sogar die Brosche mit dem Bilde ihres Seligen an. Das bedeutete immer etwas und schließlich ahnte auch Felizie, daß nicht alles auf Rechnung der Amati kam, sondern daß die Pietz'schen den Entschluß gefaßt hatten, Rollenheims Besuch auch für sich auszubeuten.

Es wurde aber Mittag und kein Mensch ließ sich blicken. In der Pietzschen Küche kochte der unbewachte Suppentopf über, denn niemand dachte an das Mittagessen.

König Nikita von Montenegro.

Endlich wurde draußen die Klingel gezogen, und die Hauptmännin in eigener Person öffnete und bewillkommnete die Besucher ins Zimmer herein. Doktor Brandhöfer erschien, gefolgt von einem nicht eben großen, aber schlanken jungen Manne. Das war etwas für Gisela! Zehn gegen eins konnte man wetten, daß sie in demselben Augenblicke, als sie des Violinisten ansichtig wurde, in ihrer Schwärmerei für den „schönen" Doktor bedenklich zu wanken begann.

Rollenheim hatte nahezu südlichen Typus, schöne, regelmäßige Züge von durchgeistigtem Ausdruck, tiefschwarzes Haar und eine dunkelblasse Gesichtsfarbe. Er sah sehr ernst aus, und dieser Ernst verlieh seinen Zügen etwas unendlich Anziehendes; die Strenge adelte sie, während sein Aeußeres sonst für einen Mann zu schön gewesen wäre.

Sobald Doktor Brandhöfer Feliziens Namen genannt hatte, sprach Rollenheim in teilnehmender Weise:

„Ich kannte Ihren Herrn Papa . . . . Es ist freilich lange her," fügte er mit einem wehmütigen Lächeln hinzu. „Ja, ich erinnere mich jetzt sogar, daß ich auch Sie schon gesehen habe. Sie können nichts davon wissen, denn Sie mochten damals kaum ein Jahr alt sein."

„Wann soll das gewesen sein?"

„Vor etwa zwanzig Jahren . . . Ich wurde damals zu Herrn Nikodemus gesandt, um ein Stück mit ihm zu probieren. Es war in einem sehr alten Hause, hoch oben, in der Spiegelgasse oder Seilergasse . . ."

„In der Seilergasse", entschied Felizie. „Da bin ich geboren."

„Als ich mit meinem Stücke fertig war, kam eine blonde Frau aus dem Nebenzimmer und lobte mich. Das vergißt sich nicht . . . Sie hatte ein kleines Mädchen auf dem Arme und reichte mir eine Orange, nach der das Kind fortwährend die Händchen ausstreckte."

Felizie lächelte: „Das muß wohl ich gewesen sein . . . Mein Bruder ist bedeutend älter, und Schwestern hatte ich keine. Nur muß es länger als zwanzig Jahre her sein. Etwa zweiundzwanzig. Dann stimmt es . . ."

Die Hauptmännin sagte feierlich: „So kommen die Leute wieder zusammen! Das Leben spielt doch oft wunderbar! Da kommt der Herr Professor ganz ahnungslos herein, um die Geige zu sehen, und findet eine alte Bekannte . . ."

Der Doktor lachte und auch in Rollenheims Augen blitzte es schalkhaft auf, und ein Lächeln erhellte seine Züge.

„Ja, die Geige!" fuhr Felizie nach einem Augenblick träumerischen Nachsinnens empor. „Wollen Sie sie sehen?"

Sie ging zu dem Geigentischchen, das wie eine Staffelei ins beste Licht gerückt war, schlug den Deckel zurück und hob die kleine, starkgewölbte Geige von dem abgeschossenen Seidenfutter empor, worin sie gebettet lag.

Bei ihrem Anblick erschien ein freundliches Leuchten in Rollenheims Augen, während er rasch die Handschuhe abstreifte. Schöne weiße Hände mit langen, schlanken Fingern, echte Künstlerhände kamen zum Vorschein, und als sie in die Saiten griffen, da merkte man es gleich, daß es Meisterhände waren, die das Instrument probierten.

Mit dem ersten Ton, der die Luft durchschnitt, nachdem Rollenheim die Violine ans Kinn gesetzt hatte, tönte Feliziens Seele mit, wie die Saiten eines gleichgestimmten Instruments. Alles Greifbare verschwand ihr, und sie fühlte sich unwiderstehlich fortgezogen, wie an einem silbernen Bande, fort und fort, auf- und abwärts in lang gedehnten Wellen, auf glänzender Spur immer auf dem sich hebenden und senkenden Bogen nach. Mit den steigenden Tönen kletterte sie ins Blaue empor und stürmte dann wieder mit ihnen in toller Flucht abwärts, bis sie dumpf kollernd in die Tiefe stürzten. Sie huschte, schwebte, flatterte über den Saiten, beschrieb in zierlichem Tanze reizende Schnörkel und verschlungene Arabesken, tändelte und spielte in heiterem Frohsinn, dann taumelte sie jäh empor, in rasender Eile ging es in Nacht und Nebel, in dichtes Dunkel hinein, wo der Donner grollte und drohte. Dann schwamm sie majestätisch mit der Tonflut dahin, drehte sich haltlos im Wirbel, strebte wieder aufwärts und tauchte ans Licht . . . Verworrene Stimmen murmelten geheimnisvoll unverstandene Litaneien, langsam verhallend; jetzt aber durchzitterte bange Klage die Luft. In langgezogenen Sehnsuchtslauten schluchzte und flötete es, weinte der alte, dumpfe Schmerz sich aus, und starre, steinerne Bitterkeit schmolz in süßer Wehmut hin, endlos, als müsse sie ihre ganze Seele ergießen . . .

Felizie fuhr empor, und das laute Beifallklatschen des Pietzschen Trios knatterte über den letzten entschwindenden Klangfiguren.

Langsam, behutsam, wie man ein Kind bettet, legte Rollenheim die Geige in den Behälter zurück.

„Mein Gott, fehlt Ihnen etwas?" schrie Gisela auf Felizie ein, „Sie sind kaltweiß!"

Brandhöfer griff nach ihrem Puls. „Ein wenig erregt! Musik, und solche noch obendrein, ist noch nichts für Sie."

Felizie nickte ihm zerstreut zu, behauptete aber: „Mir ist ganz wohl."

Rollenheim entschuldigte sich höflich, „Die Violine ist gut," sagte er dann.

„Wollen Sie den Preis nennen?"

Er lächelte unmerklich dabei, als wüßte er, daß ihre Seelen eben einen gemeinschaftlichen Ausflug in die klingende Welt unternommen hatten und nur ungern auf den Boden der platten Wirklichkeit zurückkehrten, um ein Geschäft miteinander zu machen.

Sie wurden bald einig und Rollenheim öffnete seine Brieftasche, entnahm ihr die Hunderter-Banknoten und legte eine nach der andern auf den Schreibtisch.

Während Felizie sie zusammenfaltete und in einer kleinen Lade verschloß, überflog Rollenheims Blick die kleinen Bilder auf dem Tisch und blieb dann auf der Photographie des Wunderknaben haften. In ungläubigem Staunen zog er prüfend die feingezeichneten Brauen zusammen und sah darauf fragend zu dem Arzte hinüber, der an der anderen Seite stand.

Brandhöfer konnte sich jetzt nicht mehr halten. „Bist du das, Rollenheim, oder bist du es nicht? Ich habe mir schon oft den Kopf darüber zerbrochen."

„Ich sollte denken, daß dies mein Bild ist . . . Vielleicht habe ich es bei der erwähnten Gelegenheit Herrn Nikodemus gegeben."

„Und ich wußte nicht mehr, wen es vorstellt!" sagte Felizie.

Der Vorsitzende des Deutschen Kriegerbundes, General der Infanterie z. D. von Spitz, starb in Berlin im Alter von 77 Jahren.

Fräulein Klotilde griff rasch nach dem Bilde, löste es mit einem Griff aus dem Rahmen, und wirklich fand sich auf der Rückseite eine mit steifer Kinderschrift geschriebene Widmung: Andenken an Oskar Rollenheim! Das Datum bewies, daß es tatsächlich aus jener Zeit herrührte.

„Zur Bestätigung unserer alten Bekanntschaft!" sagte Rollenheim zu Felizie. „Seitdem hörte ich noch einmal von Ihnen. Es mag auch schon sechs bis sieben Jahre her sein, aber so viel ich mich erinnere, bestimmte Ihr Herr Vater Sie zur Sängerin . . ."

„Zur Sängerin? Das erste Wort, das ich höre!" rief die Hauptmännin erstaunt. „Fräulein Felizie singt ja keinen Ton. Aber meine Gisela hier möchte sich der Bühne widmen."

Und nach einigen Wendungen kam es zutage, was sie wollte: der Herr Professor möchte die Güte haben, Gisela zu prüfen.

Rollenheim schien von der Zumutung nicht erbaut zu sein, aber aus Gefälligkeit ergab er sich darein, wenn es Fräulein Nikodemus nicht geniere.

„Sie sind, wie ich höre, noch Patientin?"

Seine dunkeln Augen hefteten sich recht teilnahmsvoll auf sie. Man sah ihr die Krankheit noch genügend an. Ihre Blässe, die blauen Ringe um die Augen und die durchsichtig bleichen, schmalen Hände, alles zeigte noch deren Spuren.

Felizie versicherte indessen, sie könne es aushalten. Dann gab sie Gisela auf dem Pianino die Töne an. Sie selbst hielt zwar die Sache für aussichtslos, da Gisela einfach unmusikalisch war; aber je eher der hoffnungsvollen Mutter der Star gestochen wurde, um so besser.

Es war komisch zu hören, wie dünn und spitz sich jetzt die Töne derselben Kehle entrangen, die für gewöhnlich über eine Bärenstimme verfügte. Aber ihre sonstige Unverfrorenheit kehrte bald zurück. Sie begriff, das sie durch ihre Kraft wirken müsse, und nun schwoll jeder Ton zu wahrer Nebelhornstärke an, daß es einem durch Mark und Bein ging. Die Zuhörer konnten ihr Unbehagen nicht verbergen; nur Mama Pietz lehnte triumphierend mit dem Rücken am Fenster, hatte die fleischigen Hände über den Leib gefaltet und preßte vor innerer Genugtuung die Lippen zusammen. Je mehr es in die Höhe ging, desto stärker und durchbohrender wurden die Töne, bis sie endlich die Klangfarbe der Dampfpfeife annahmen und Felizie die Hände von den Tasten sinken ließ.

Fragend blickte Frau Pietz Rollenheim an.

„Daß das jetzt eben ein Ohrenschmaus gewesen ist, möchte ich nicht gerade behaupten," sprach er endlich mit einem leisen Lächeln. „Aber ich glaube doch, daß Material vorhanden ist, das die Ausbildung lohnt. Das Fräulein hat ja eiserne Stimmbänder. Ein roher Diamant glänzt auch nicht und ist doch ein Edelstein."

Die Pietz'schen Gesichter verklärten sich wie in einer plötzlichen Beleuchtung. Brandhöfer sah seinen Freund erstaunt an, und Felize machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung.

„Auf jeden Fall will ich Ihnen eine Karte für Professor Rosky geben. Er soll Sie prüfen. Nimmt er Sie als seine Schülerin an, dann können Sie über Ihre Zukunft beruhigt sein. Rosky unterrichtet niemanden, bei dessen Ausbildung der Erfolg zweifelhaft ist. Lassen Sie es auf die Probe ankommen."

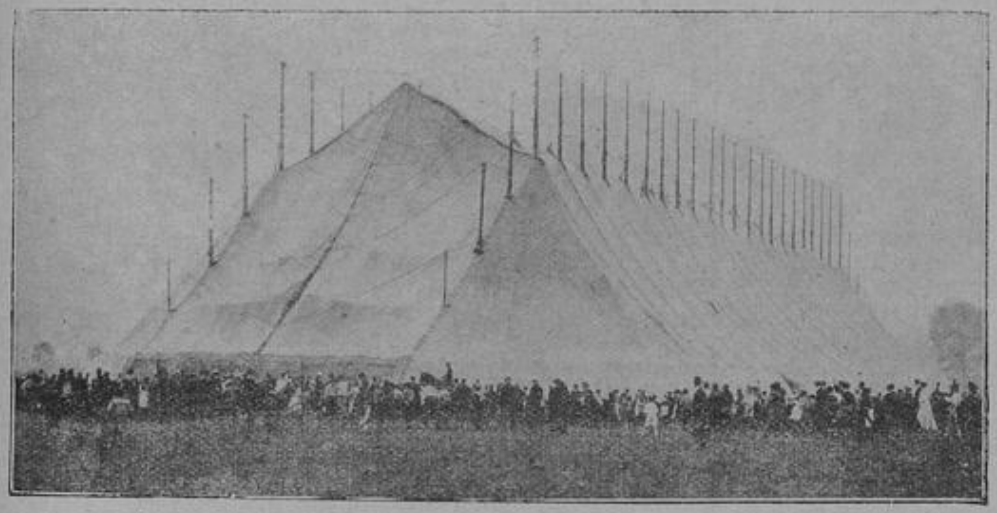
Die Empfehlungskarte, die er daraufhin wirklich an Feliziens Tisch schrieb, wurde mit überschwenglichem Dank angenommen. Das beschleunigte den Aufbruch des Violinisten, der kein anderes Mittel fand, sich den Danksagungen der drei Damen zu entziehen, als die Flucht.

Felizie wünschte er beim Abschied baldige vollständige Genesung, und mit Nachdruck sagte er: Hoffentlich auf Wiedersehen!

Nun leerte sich Feliziens Stube wieder. Mama Pietz sah nach dem vernachlässigten Essen, während die Schwestern sich bereits über Giselas zukünftiges Rollenfach stritten.

Am Nachmittage war zum Glück gerade ein Kaffeekränzchen der Majorin, der einzigen Freundin der Hauptmännin, fällig, und so entfernte sich nachher das Dreiblatt und überließ Felizie der ehrwürdigen Einsamkeit.

Der Mittelpunkt des Deutschen Reiches. (×)



Die neue zusammenlegbare Luftschiffhalle der deutschen Armee.

Das einfache Vorkommnis, daß sie plötzlich einem Menschen begegnet war, der sich ihrer Eltern und ihrer selbst auf dem Arme der Mutter erinnerte, hob die Decke ein wenig, unter der sie die unerfreuliche Vergangenheit so gern ruhen ließ. Während dieses stillen Nachmittags fand sie Zeit, alles noch einmal zu erleben. Fortsetzung folgt.

Die Störung.

Von Andreas Schönekerl.

(Nachdruck verboten.)

Thaddeus Bommelbaum, seines Zeichens ein ehrsamer Schuhmacher, saß auf dem wackeligen Dreibein vor dem noch wackeligeren Schustertisch und klopfte mit mehr Energie und Geräusch als Zweckmäßigkeit auf einem Stück Leder herum, das dazu dienen sollte, des Kanzleirats Stiefel vor etwa eindringender Nässe zu schützen. Mitten im Klopfen hörte er etwa drei Sekunden auf und lauschte. Seine Ohren schienen zu wachsen. Es machte den Eindruck, als wollten die Ohren mit Gewalt das Geräusch nebenan auf die Ursache untersuchen. Das Geräusch, nachdem er es definiert, genügte, sein Herz mit Freude zu erfüllen. Er hatte nämlich unzweifelhaft wahrgenommen, daß sich seine teure Gattin Dorothea umkleidete. Thaddeus schloß daraus, daß sie fortgehen und ihn eine Stunde allein lassen würde.

O, diese Wonne. Allein und ohne die Aufsicht seiner allzu sehr auf Arbeit bedachten Dorothea zu sein. Die verlockende Aussicht auf ein Freistündchen schien ermunternd auf seine Tätigkeit einzuwirken. Er klopfte noch geräuschvoller auf das Leder und freute sich im tiefsten Innern, daß es eine so schöne Arbeit gab, durch welche man angestrengte Tätigkeit vortäuschen konnte.

Während er also das Leder bearbeitete, trat seine Gattin in das Zimmer. Ein Blick auf den arbeitenden Gatten schien bei ihr eine hohe Befriedigung hervorzurufen, und mit unverkennbarem Wohlwollen im Tonfall sagte sie:

„Liebes Männchen," — Thaddeus fühlte die Güte — „ich gehe einholen und nehme auch gleich die Stiefel für Doktor Meier mit. In einer Stunde bin ich wieder da, sei fleißig und sieh' mal nach dem Jungen."

Thaddeus nickte nur beiläufig mit dem Kopfe, so sehr schien er in seiner Arbeit — dem Klopfen der Sohle vertieft. Seine Frau nahm diesen intensiven Arbeitseifer neuerdings voll Befriedigung wahr. Sie packte umständlich die mitzunehmenden Stiefel ein und verließ bald darauf schlürfenden Schrittes das Haus. Noch um eine Nüance stärker, damit es auch von Frau Dorothea draußen auf dem Flur vernommen werde, bearbeitete Thaddeus Bommelbaum das Leder und hörte aufmerksam auf den Schritt der Gattin. Wuchtig fiel die Haustür ins Schloß. Und in diesem selben Augenblick kam auch Bewegung in den krummsitzenden Schuhmacher.

Ferienfreuden.

Der Hammer flog mit lautem Krach unter den Tisch, der auf dem Knie liegende Stein ebenfalls. Dann stand er auf, reckte und dehnte seine Glieder ächzend und stöhnend ein paarmal. Nachdem dieses geschehen, wühlte er unter alten Lederresten herum, bis er eine alte Schnapsflasche gefunden. Diese Flasche, von deren Existenz die Gattin keine Ahnung hatte, wurde durch wiederholte Züge ihres Besitzers um reichlich die Hälfte geleert. Nachdem er sich also gestärkt, ging Thaddeus Bommelbaum ein paarmal hin und her, gleichsam überlegend, wie die ersehnte Stunde am besten und würdigsten totzuschlagen sei. Als ihm dann ein Gedanke gekommen, setzte er ihn sogleich in die Wirklichkeit um. Er begab sich nach dem Sofa und machte es sich bequem, in der unzweifelhaften Absicht, zu schlafen.

Doch kaum hatte er sich niedergelegt und die Augen versuchsweise geschlossen, als sich ein Geräusch bemerkbar machte. Der bis jetzt friedlich schlafende Junge fing an zu weinen. Seufzend stand Thaddeus auf, um nach der Ur-

sache zu forschen. Er entdeckte indes nichts Außergewöhnliches, gab dem Kleinen den Lutscher und war befriedigt, als der Junge ruhig war. Doch kaum lag Bommelbaum wieder auf dem Sofa, als die Töne von neuem, diesesmal aber bedeutend lauter, an sein Ohr drangen. Abermals seufzend, stand er auf. Doch der neuerdings hingehaltene Lutscher wurde von dem Jungen verschmäht. Brummend begab sich Thaddeus in die Küche und machte eine Milch zurecht. Nachdem das geschehen und der Junge seine geliebte Flasche umarmt, schien für Thaddeus endlich die Erlösung gekommen. Eben war er eingedusselt, als der Bengel von neuem zu schreien anfing.

Der Vater dieses Sprößlings wurde ernstlich böse. Doch nichts war zu tun. Der Junge schrie und schrie und nichts half dagegen. Die zärtlichsten Koseworte blieben ohne Eindruck. Nicht einmal die schöne Klingel, sonst sein Ideal, beachtete er. Das anfängliche Weinen des Kindes war in Schreien übergegangen und schien in Brüllen auszuarten.

Ein paarmal beruhigte er sich. Aber kaum hatte Thaddeus das Sofa aufgesucht, so ging das Geschrei wieder los. Thaddeus' Ohren, diese feinen, hörten das Geräusch schon vor Beginn, gleichsam im Uranfangsstadium, und seiner momentanen Meinung nach gab es für diese Ohren keine größere Beleidigung, als das Geschrei seines Jungen.

Und was er auch tat und machte, der Junge ließ sich nicht beruhigen. Mit der Dauer des Geschreies nahm die Erbitterung des Vaters zu, und schon hatte die Wut des Vaters einen derartigen Höhepunkt erreicht, daß sie sich in Ausdrücken äußerte, die hier durchaus nicht wiederzugeben sind. Ausdrücke, die an anderer Stelle angewandt, ihm sicher die schwersten Beleidigungsklagen zugezogen hätten, die aber auf den Sprößling ganz und gar ohne Eindruck blieben.

Der Vater, der sich so schnöde um seine so seltene Erholungsstunde gebracht sah, war aufs äußerste empört. Schon machte seine rechte Hand eine so unzweideutig schlagende Bewegung, daß das Gebrüll des verängstigten Kleinen wirklich unanhörbare Dimensionen annahm, als sich das Geräusch der schlürfenden Schritte bemerkbar machte. Gleich darauf öffnete sich die Tür und die ehrenwerte Frau Dorothea erschien in derselben.

Die Wut Thaddeus war zwar an der äußersten Grenze angekommen, im Angesichte seiner besseren Hälfte verpuffte sie jedoch unhörbar im Innern. Er setzte sich ingrimmig an die Arbeit und hämmerte abermals auf die Sohle los. Allerdings nicht aus Freude, wie vorhin, sondern um seine Wut irgendwie auszulassen. Da dem Leder dies Klopfen nichts schadete, im Gegenteil die Sohle dadurch nur um so haltbarer wurde, so braucht man ihm diese Gefühlsentladung nicht weiter übel zu nehmen.

Mittlerweile hatte die Mutter ihren hoffnungsvollen Sprößling auf den Arm genommen und — merkwürdig, dachte Thaddeus, — sogleich war der Bengel ruhig.

Als sie ihn wieder niederlegte, schlief er fast sofort ein. Dorothea, die nach gemachtem Ausgange fast nie sprach, da sie des Gatten Frage nach dem materiellen Ergebnisse nicht gern sah, begab sich ins Nebenzimmer, legte ihre Ausgangskleider ab und erschien gleich darauf wieder im Alltagsgewand. Auch sie schien Wünsche zu haben. Diese Wünsche nahmen Ausdruck an, als sie zu dem Gatten sagte:

„Ich bin müde und will eine Stunde schlafen, hämmere nicht soviel, mach' Flickarbeit und nähe."

Auch das mußte der geplagte Mann tun, und schon nach wenigen Augenblicken vernahm man das regelmäßige Schnarchen der Ehegesponsin, deren Schlaf nicht von dem hinterlistigen Weinen irgend eines Kindes gestört wurde.

Thaddeus Bommelbaum war im Innersten empört über diese Ungerechtigkeit des Schicksals, das so voller Schikane schien. Doch die alles ausgleichende Vorsehung gab ihm einen tröstenden Gedanken: Seine Flasche. Im Angesichte der schnarchenden Gattin durfte er schon einen Schluck tun, ohne Gefahr zu laufen. Nachdem dieses geschehen, zeigte sein Antlitz merklich ruhigere und zufriedenere Züge und Thaddeus Bommelbaum hatte das ihn erhebende Gefühl, daß auch sein Leben nicht ganz ohne Trost war.

Aus meiner Schulstube.

Von Chr. Cremer.

(Nachdruck verboten.)

Es wogt und flutet auf dem weiten Spielhofe. Hier gruppiert sich eine prächtige Gruppe unserer Knaben zum Angriff auf den an der Turnhalle haltenden Feind. Merkwürdig, die Schwächlichsten sind die Begeistertsten. Wie die purzeln und sich kugeln! Wo wir Erwachsene Arm und Bein brechen würden, da springen sie lachend auf und stürzen sich mit Wonne aufs neue in das Gemenge. Die Sorglosen! Auch im Fallen haben sie Glück.

Verstohlen schlägt auch mal einer Rad aus rein sportlichem Interesse. Würde der es sich schon verbitten, zu denen vom Rheinufer gezählt zu werden. Aber — — es ist verboten. Was gilt da das Individuum!

In der versteckten Ecke hinter dem Treppenvorhaus ein Kreis von Zuhörern, und in der Mitte der „große" Joseph. Erzählt von der Sippe der Altstadter Radschläger, vom Rhein und dem Hafen, von den letzten Straßenkämpfen mit denen aus der A- und U-Straße. Ueberall ist er dabei gewesen, überall hat er seine Studien gemacht. Um Haupteslänge überragt er die übrigen. Zählte ja auch eigentlich schon unter die Abiturienten. Aber bei den Versetzungen hat er Pech gehabt. Da stellte man unglücklicherweise Fragen aus ganz fremden Gebieten. Und so ist es gekommen, daß er im Reifealter noch in der vierten Klasse sitzt. — Armer Joseph, mit dem starken Körper und dem schwachen Willen!

Am Gitter steht ein Einsamer. Nicht einer von denen, die den Rummel verachten. Auch nicht einer, den übermäßige Sorgen drücken. Nein, so eine Art Aschenbrödel. Einer, der nicht mittun kann. Einer, dessen Bewegungen linkisch sind, der keinen Einfall hat. Einer, den kleine Knirpse ungestraft hänseln können, und der dann am liebsten in ein Mauseloch kröche.

Ueber dem Ganzen aber schwebt ein Tongewirr. Das trompetet und zirpt, flötet und geigt, kreischt und jodelt. Alles, was mittut, heißt man willkommen. Nur einer ist gefürchtet. Und der eine versteht die Musik nicht. Platzt der da hinein: „Es ist verboten: Erstens . . . ., zweitens . . . ., drittens . . . . usw." Das trifft wie Peitschenschläge. Das wirkt wie der Reif auf die Blüten. . . . Sie weichen zurück, verständnislos. Es war doch so schön. . . Aber halt, sie haben ihn doch verstanden: „Tyrann, Tyrann!" ruft die Sprache der Blicke. Er wendet sich ab, würdevoll. Er hat seinen Zweck erreicht. Dort unten herrscht Ruhe. Wie sie erkauft, ist gleichgültig. Wer nicht pariert, der fliegt. Das ist eine Taktik, die wirkt, wenn auch in doppeltem Sinne.

Zitternd wirbelt das Schellengeklingel. Von allen Seiten kommen sie heran. Und dann sitzen wir bald dort oben.

Schnell gleitet mein Blick über die Klasse. Wie die Mütter gesorgt haben! Namentlich bei den Mädchen, das duftet vor Sauberkeit.

Ueberhaupt eine Gesellschaft zum Malen. Flachshaarige Bübchen mit kristallblitzenden Aeuglein. Waschechte Vertreter des gewöhnlichen Straßenproletariats. Nichtssagende Durchschnittsgesichter. Dutzendware! Trotzig blickende Choleriker und selbstzufriedene Phlegmatiker. Clownartige Physiognomien, die man nicht anschauen kann, ohne heiter gestimmt zu werden. Auch Vertreter des echten Schulnomadentums sitzen dort drunter. Glückliche Landschule, die diese unstäten Gesellen nicht kennt. Die wirken wie ein Tintenklecks auf einem Gemälde.

Augen! Hände!

Das Konzert beginnt. Schon fliegen die Finger. Das sind die Streber. Aber da und dort auch verlegene Gesichter. In den unteren Knabenbänken sinken einige in sich zusammen. Späte Reue! Kenne das! Und ich bin unbarmherzig.

„Deine Hausaufgabe?"

„Vergessen!"

Selbstverständlich! . . . Was soll ich tun? . . .

„O edler Pestalozzi, o ehrwürdiger Oberberg, ihr Patrone unserer lieben Volksschule, stehet mir bei, . . . der Kerl geht auf nichts mehr ein!"

Und es flüstert aus dem pädagogischen Jenseits: „Ihr habt ja eine Hilfsschule. Da schick' ihn hin!"

„Ach, ihr Fürsten der Pädagogik, ihr meint es gut und seid weise. Aber für die Hilfsschule . . . dafür ist der Junge zu beschränkt."

Verständnislos ziehen die ehrwürdigen Alten sich zurück. Und der, um den sich das Ganze dreht, sieht mich geistlos an und weiß nicht, weshalb ich noch bei ihm stehe. Er versteht meine Sorgen nicht, und das ist wenigstens ein Trost.

Zur Tagesordnung! Programm: Joseph und seine Brüder.

Die lebhafte Phantasie der Kindheit arbeitet. Da ist so ein kleiner Windhund nicht von dem bunten Rock des Joseph zu trennen. Einem anderen schimmert das freie Hirtenleben der Brüder auf Sichems Triften in märchenhaften Farben. Ein Dritter verzeiht dem Joseph die kampflose Ergebung auf dem Felde nicht. Jeder pfeift nach seiner Weise.

Der große Vergeßliche von heute morgen spielt auch jetzt die Pausen. Ich wage mich mit einer Frage an ihn heran. Das trifft wie der Blitz die Unschuld. Erst ein vorwurfsvoller Blick auf mich, dann ein hilfesuchender in die Umgebung. Aber ich habe scharfe Augen. . . Da setzt er an: . . . „Der" . . . Jetzt hebt er die linke Schulter. Die Stirnhaut arbeitet. . . „Der ägyptische" . . . Erschlafft sinken Schulter und Arm. Die „Denkfalte" der Stirn glättet sich. Er sitzt schon wieder da in drohnenhafter Ruhe. Mag kommen, was da will.

Gut, daß so was eine vereinzelte Erscheinung ist. Da sollte man doch lieber Steine klopfen und Straßen kehren. Da sieht man wenigstens den Erfolg.

Pah, pah!

Einer aus der ersten Klasse, in der Hand eine blaue Mappe.

Diese schrecklichen Mappen!

„Einen schönen Gruß vom Herrn Rektor, Sie möchten das bitte erledigen."

Ich nehme ihm die Mappe ab und werfe einen Blick hinein.

Eilt sehr! Mit Blaustift zweimal unterstrichen.

Natürlich! Und der ägyptische Joseph läuft ja nicht fort.

Aber fünfmal erscheint in dieser Stunde ein solch unglückseliger Mappenträger. Und als die Schelle klingelt, da liegt der ägyptische Joseph in Stücke zerrissen am Boden.

Die letzte Unterrichtsstunde! Wir singen vom Mond und seinen Schäfchen, von den Engelein und vom Kaiser. Aber heut' ist Martinstag. Also: Laßt uns froh und munter sein. Und ein Fackelwald baut sich auf. Begeisterung trägt das Lied.

Selbst der große Teilnamlose tritt aus seiner Reserve heraus. Wenigstens bewegen sich seine Lippen.

Nur einen packt es nicht, den blaßgesichtigen Jungen in der dritten Bank. Er lächelt nie. Hat es mal versucht, aber es geriet nicht. Heute bat er um einen Holzschuhzettel.

„Was ist dein Vater?"

„Tot."

Und es zuckt um die dünnen Lippen.

Ich Unvorsichtiger! — Armes Menschenkind! Aber das Leben ist einmal so. — — — — — — —

Ringtringtingting! Das Schlußglockenzeichen. Bewegung! Man atmet auf. Rasche Blicke suchen den Kameraden. Kleine Plaudermäuler unter den Mädchen können wichtige Neuigkeiten kaum noch bewahren. Einige lächeln in sich. Nur noch kurze Zeit. Wir stehen auf dem Vorplatz.

Ha! Endlich! Man schüttelt sich. Ein paar Luftsprünge. Ein Zeppelinlied.

„Langsam!" mahne ich lächelnd. Dreht sich aber da einer um, als ob er sagen wollte: „Kann der uns auch jetzt noch nicht in Ruhe lassen!"

Ich aber nicke ihm freundlich zu. Er greift an die Mütze, wendet sich ab und — flötet — — flötet — ha! Es gibt doch Prachtkerle da drunter.

Für die Kinderwelt.

Das unfruchtbare Gartenbeet.

Etwas Lustiges mit ernstem Kern.

Von Arthur Glocke.

(Nachdruck verboten.)

Ein Ehepaar, das in stetem Unfrieden miteinander lebte, bebaute gemeinsam einen Garten. Die beiden Leute konnten sich jedoch nie darüber einigen, was sie in dem betreffenden Jahre pflanzen wollten. Wollte der Mann Rüben bauen, so wollte die Frau sicher Salat pflanzen und wollte er Kartoffeln pflanzen, so wollte sie Mohrrüben säen. Auch über die Bepflanzung eines großen Beetes konnten sie garnicht eins werden; sie stritten lange hin und her, und da niemand von beiden nachgeben wollte, verlief die Debatte resultatlos. Sie kehrten einander den Rücken und gingen zornig auseinander. Doch in den Köpfen Beider entstand ein Plan. „Ich bekomme doch meinen Willen," sagte der Mann: stand leise in der Nacht, als seine Frau fest schlief, auf und bepflanzte das ganze Beet mit Kartoffeln. Dann legte er sich wieder hin und tat, als ob nichts geschehen sei. Am anderen Morgen, als der Mann zur Arbeit gegangen war, dachte die Frau: „Warte, jetzt will ich meinen Kopf durchsetzen," lief in den Garten und säete Mohrrüben. Dann ging sie ins Haus zurück und tat ihre Arbeit. Wochen vergingen. Da fiel es dem Manne eines Nachts ein, wieder nach seinen Kartoffeln zu sehen; er stand also auf, bewaffnete sich mit einer Laterne und ging in den Garten. Bei dem unsicheren Lichte der Laterne sah er das ganze Beet voll kleiner Pflänzchen, die aber gar nicht wie Kartoffelkraut aussahen. Er dachte also, es sei Unkraut, jätete die ganzen Pflänzchen aus und warf sie auf den Komposthaufen des Gartens. Dann legte er sich wieder schlafen. Nach einigen Tagen kam auch die Frau in den Garten, fand aber statt Mohrrüben junge Kartoffelpflänzchen auf dem von ihr bestellten Beet. Verwundert schüttelte sie den Kopf und sagte: „Sollte denn das Beet im vorigen Jahre so schlecht abgeerntet sein, daß die Kartoffeln in diesem Jahre von selbst aus der Erde wachsen und die Mohrrüben ersticken? Das soll doch nicht sein." Und sie machte sich daran, alle Kartoffelpflänzchen aus der Erde herauszureißen, um den Mohrrüben Luft zu machen. Wieder vergingen Wochen und Monate. Der schöne Sommer hatte dem Herbst Platz machen müssen und somit war die Zeit zum Ernten herangekommen. Das Ehepaar mied sich noch immer mürrisch und von Zeit zu Zeit ging eins von ihnen allein in den Garten, um zu sehen, ob das Beet noch keine Früchte trage. Eines Tages kam die Frau gerade dazu, wie der Mann kopfschüttelnd das Beet betrachtete. Sie stellte sich neben ihn und starrte auch das Stück Land an. Lange sprachen beide kein Wort. Dann versuchte der Mann einzulenken und sagte: „Frau, im nächsten Jahre will ich es doch so machen, wie du es wünscht. Diesmal hab' ich Kartoffeln gepflanzt und es ist . . ." „Du hast Kartoffeln gepflanzt," unterbrach ihn die Frau, „und ich habe das Beet mit Mohrrüben besäet." „Waaas?" Der Mann dehnte das Wort unendlich lang. „Mooohrrüben? Ich hab' ja das Beet von Mohrrüben gejätet!" „Und ich hab' die Kartoffeln als Unkraut ausgerissen," ergänzte die Frau. Eine Weile sahen sich beide ganz perplex an: dann wollten sie sich gegenseitig zornig anfahren, besannen sich aber und brachen beide in ein lautes Lachen aus. Darauf aber reichten sie sich die Hände und der Mann sagte noch immer lachend: „Frau, komm wir wollen uns wieder vertragen und im nächsten Jahre gemeinsam beratschlagen, was wir pflanzen wollen, denn auf diese Art der doppelten Bestellung der Beete erzielen wir keine großen Erfolge."

Und die Moral von der Geschicht:

Uneinigkeit, sie nützt dir nicht.

*

Für kleine Köchinnen.

— **Süße Speise.** Eine halbe Semmel wird etwas abgerieben, das Uebrige zu kleinen, zarten Schnitten geschnitten, dann streicht Ihr eine Auflaufform mit Butter aus, gebt die Schnitten hinein, etwas Weinbeeren darauf, rührt ein Ei mit einem Löffel voll Milch, etwas Zucker und Zimt ab und gießt dies über das Brot, beleat dünne, langgeschnittene Mandeln mit ein wenig Zucker, streut dies über die Speise und backt sie zu schöner Farbe im Bratrohr.

Unsere Bilder.

— **Das neue Kaiserschloß in Posen.** (Siehe Bild Seite 281.) Ende August begibt sich das Kaiserpaar nach Posen, um dort das neue Residenzschloß unter großen Feierlichkeiten einzuweihen. Das Schloß ist ein im romanischen Stil erbauter Palast, dessen innere Einrichtungen zum größten Teil aus den älteren Schlössern entnommen sind. Das Schloß gereicht der neuen Residenzstadt zur ganz besonderen Zierde.

— **Ein neues Königreich:** Fürst Nikita von Montenegro (Siehe Bild Seite 283) nahm anläßlich seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums den Königstitel an. Mit seinen 250 000 Einwohnern ist das kleine Königreich Montenegro, dessen Bevölkerungszahl sich mit der Stadt Stuttgart deckt, das kleinste aller Königreiche. Es besteht erst seit dem Jahre 1852 als selbständiges Fürstentum. Ursprünglich bildete es einen Bestandteil des großserbischen Reiches, kam aber, ebenso wie Serbien, im Anfang des 16. Jahrhunderts, unter das Joch der Türkei. Serbien riß sich im Anfang des vorigen Jahrhunderts von der Türkei los, und wurde ein selbständiges Reich. Montenegro verdankt seine Befreiung von der türkischen Herrschaft dem russischen Reiche.

— **Der Vorsitzende des Deutschen Kriegerbundes, General der Infanterie z. D. von Spitz,** starb in Berlin im Alter von 77 Jahren. (Siehe Bild Seite 283.) Wenn der Deutsche Kriegerbund sich in den letzten Jahren eines so starken Aufblühens erfreute, so ist das im wesentlichen das Verdienst seines nunmehr verstorbenen Vorsitzenden, der es meisterhaft verstand, Gegensätze zu überbrücken. Alexander von Spitz war in Bonn als Sohn bürgerlicher Eltern geboren. Im Jahre 1896 wurde er als General der Infanterie zur Disposition gestellt.

— **Der Mittelpunkt des Deutschen Reiches** (× Siehe Bild Seite 284) befindet sich nach den Feststellungen der Geographen in Spremberg in der Provinz Brandenburg. Gleich dem Mittelpunkt Europas, der sich in Lischau in Böhmen befindet, ist auch diese Stelle durch einen Stein bezeichnet, der die Aufschrift trägt: „Mittelpunkt vom Deutschen Reiche."

— **Die neue zusammenlegbare Luftschiffhalle der deutschen Armee.** (Siehe Bild Seite 284.) Auch im diesjährigen Kaisermanöver sollen die deutschen Luftschiffe Verwendung finden und die zusammenlegbare Luftschiffhalle, die in Wagen mitgeführt und schnell aufgebaut werden kann, wird demnächst in das Gelände des Kaisermanövers geschickt.

Zur Unterhaltung.

— **Selbsttrost.** Studiosus (für's Staatsexamen büffelnd): „Gott sei Dank, daß man das Zeug später wieder vergessen kann!"

— **Schneidiges Kunsturteil.** „Nun, Herr Leutnant, wie gefällt Ihnen unsere Kunstausstellung?" — „Zivilisten-Pinselei!"

— **Auch ein Geburtstagsgeschenk.** Der kleine Hans: „Du Karl, heute müssen wir recht bös sein, damit wir Papa morgen zu seinem Geburtstag versprechen können, braver zu werden!"

— **Dichterleid.** A.: „. . . Also alle Ihre Freunde haben sich den neuesten Band Ihrer Gedichte gekauft?" — Junger Dichter: „Ja — und ich mußte ihnen das Geld dazu pumpen!"

— **Erster Schritt.** Der Pianist Tastenschläger hat sich in seinem Berufe eine Anschwellung der rechten Hand zugezogen. Der konsultierte Arzt konstatiert ein Ueberbein. — „Ein Ueberbein?!" ruft Tastenschläger erfreut aus. „So beginnt doch die Gerechtigkeit zu siegen — der erste Schritt zum Uebermenschen ist getan!"

— **Buchführung.** „. . . Wie, mein Rasier-Abonnement ist schon zu Ende?" — „Jawohl! Besehen Sie sich nur im Spiegel, — ich habe Ihnen an den Ohren jedesmal einen Schnitt gemacht!"

Rätselecke.

Silbenrätsel.

a a a ah ben bert brock da de der
di di di e ei ek en gent hard
haus ke ko ko lau
len li li ly mas ma
mi na ne ni ni
nis no no o
o pal po rad
ri ro roß
se si sin
te the thil u um van.

Durch richtige Verbindung dieser Silben sollen 19 Wörter mit nachfolgenden Bedeutungen gebildet werden: 1. Stadt in Ungarn, 2. französischer Marschall, 3. berühmter Verleger, 4. männlicher Vorname, 5. Stadt in Italien, 6. biblische Person, 7. Schlachtort, 8. Seevogel, 9. Stadt in Bulgarien, 10. germanisches Volk, 11. Edelstein, 12. Stadt in Italien, 13. Krankenpflegerin, 14. berühmter Mönch, 15. weiblicher Vorname, 16. Stadt in Aegypten, 17. Heilige, 18. Stadt in Anhalt, 19. mythologischer Aufenthalt der Seligen. — Die Anfangs- und Endbuchstaben der in gleicher Reihenfolge richtig gefundenen Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, den Anfang eines viel gesungenen Liedes.

Logogriph.

Von einer Stadt im Zarenreich
Streich Kopf und Fuß hinweg zugleich,
Ein Weib entsteht, das auf verbot'nen Pfaden
Einst schwere Strafe hat auf sich geladen.

Trennungs-Charade.

Nennst du's, vereint und groß geschrieben,
Bei einem sichern Bankhaus dein,
So magst du handeln nach Belieben,
Du kannst es dann — getrennt und klein,
Und stellt — mit großem Anfangszeichen —
Die erste einen Wunsch dir dar,
So ist auch dieser zu erreichen,
Wenn — groß genug das ganze war.

Scherzfrage.

Welcher Gebildete ist ein Tor?

Rebus.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Anagramm: Fischlein — Ischl — fein.

Rätselfrage: Aus den gegebenen Wörtern erhält man durch richtige Zusammenstellung der Buchstaben: „In einem kühlen Grunde".

Arithmetische Aufgabe: Die Zahlen 73, 21 und 6.

Rebus: Kinderbewahranstalt.

Verlag von Peter Kogel in Stolberg.
Red. von Anton Stehle, Druck des Düsseld. Tageblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.